

5. Oktober 2006, 15:42, NZZ Online

Der Bauplan des Wortkörpers

Zum Tod des rumäniendeutschen Dichters Oskar Pastior

Am 4. Oktober ist in Frankfurt am Main der rumäniendeutsche Dichter Oskar Pastior kurz vor seinem 79. Geburtstag gestorben. Oskar Pastior, der am 21. Oktober den Büchnerpreis hätte entgegennehmen können, zählte mit seinen lautmalerischen und experimentellen Gedichten zu den eigenwilligsten Lyrikern der Gegenwart.

Oskar Pastior hat den Buchstabenkosmos auf so vielen Bahnen durchmessen, dass er über die Stellung der Gestirne am Wörterhimmel genau Bescheid wusste. In grossen Suchbewegungen liess er die semantischen Felder der Texte um die Fixsterne der Grammatiken kreisen. Das Teleskop des Buchstaben-Astronomen war dabei auf das Weltall der Worte gerichtet. Hin und wieder sah er die Kopfzeile einer Sestine in einem Sternschnuppenregen durch den offenen Raum fallen. Da nahm er ein Blatt Papier und fing die Buchstaben auf. Später wurde eine ganze Sestine daraus: ein Gedicht aus sechs Strophen mit jeweils sechs Zeilen und einer dreizeiligen Schlussstrophe. Pastior hat diesem Verfahren den Gedichtband «Villanella und Pantum» gewidmet, für den er im Jahre 2001 den Peter-Huchel-Preis erhielt.

Oskar Pastior wurde 1927 im siebenbürgischen Hermannstadt in Rumänien als Angehöriger der deutschen Minderheit geboren. Durch seinen Vater, einen Zeichenlehrer, wurde er von klein auf mit den Künsten konfrontiert. Noch vor dem Abitur wurde Pastior aus der Schule entlassen und zum «Wiederaufbau der Sowjetunion» in ein Arbeitslager in der Ukraine deportiert. Fünf Jahre blieb er dort – die letzte Zeit in einer Kokerei im Donbass – interniert. Nach der Rückkehr in seine Heimatstadt schlug er sich als Kistennagler und Bautechniker durch, bevor er das Abitur nachholte und ein Germanistikstudium an der Universität Bukarest begann. Nach dem Staatsexamen arbeitete Pastior als Redaktor im deutschsprachigen Programm beim Bukarester Rundfunk.

Wider den Totalitarismus

In dieser Zeit erschienen zwei Gedichtbände. 1968 nutzte Pastior einen mehrwöchigen Studienaufenthalt in Wien zur Flucht in die Bundesrepublik Deutschland. Seit 1969 lebte er als freier Schriftsteller in Berlin. Pastior, der kurz vor seiner Flucht den Lyrikerpreis des rumänischen Schriftstellerverbandes erhalten hatte, wollte nicht zum Aushängeschild eines totalitären Systems hochgelobt werden. Also beschloss er, gegen jede Art von Totalitarismus zu kämpfen – nicht zuletzt gegen den der Grammatik. Wie Pastior den Wörterhimmel erforschte, so erkundete er die Baupläne des Wortkörpers. Astronomie und Anatomie gehörten in seinem Sprachlaboratorium zu den Komplementärdisziplinen. Eines seiner Textmedien waren die endlosen Wortlisten, die er aus verschiedenen Lexika transkribiert hatte, um die Begriffe auf ihre Anagramm- oder Palindrom-Tauglichkeit zu prüfen. Akkurat stehen die Wortreihen in langen Kolonnen auf weissem Grund. In seinem Gedichtband «Kopfnuss Januskopf» hat er das Silbenpalindrom zum Formprinzip gemacht. Im titelgebenden Palindrom ordnen sich die Silben «Kopf und Nus(s)» dergestalt um die Achsensilbe «Ja», dass sich vorwärts und rückwärts gelesen derselbe Text ergibt. «Molekulares Cracking» nannte Pastior dieses Aufknacken von Wörtern, hinter deren harter Schale sich oft ein Kern verbirgt, der erst in der Transformation sichtbar wird. «Texte» – so Pastior – «sind generell Primzahlen. Je primer umso besser.»

Für die poetische Strategie, den Schwierigkeitsgrad seiner Künste ständig zu erhöhen,

prägte Pastior in den Frankfurter Poetikvorlesungen 1994 die Formel «Subversion durch Zusatzregeln». Das Programm nannte er «Poiesis und Poesie». Dass diese Arbeit im Steinbruch der Sprache im buchstäblichen und nicht im übertragenen Sinne Handwerk ist, wird schnell plausibel, wenn man das Werkzeug betrachtet. Zum eisernen Bestand zählte auch eine alte Schreibmaschine der Marke «Olympia Reporter», bei deren Betrachten man eher an frühere Perioden der Gutenberg-Ära denkt. «Vor dem Anschlag seid ihr alle gleich», hatte Pastior den Buchstaben auf der Tastatur immer wieder eingeschräpft. Das selbsttätige Rezitieren hatte er seiner «Olympia» nicht beigebracht. Dafür musste man ihn selber hören. Denn «das Ohr im Aug liest mit». Die wunderbare Modulationsfähigkeit seiner Stimme und der artistische Vortragsgestus sind auf zahlreichen CD festgehalten. Der Resonanzraum, den seine Lesungen schufen, evozierte ein ganzes Ton-Universum und tauchte den Buchstabenkosmos in ein polyphones Klangbild.

Im eigenen Sprachkosmos

Die biografischen Quellen, aus denen der Wort- und Klangpoet seine Sprach- und Lautfiguren schöpfte, waren vielfältig. Er selbst brachte sie einmal in eine chronologische Reihenfolge. «Die siebenbürgisch-sächsische Mundart der Grosseltern; das leicht archaische Neuhochdeutsch der Eltern; das Rumänisch der Strasse und der Behörden; ein bisschen Ungarisch; primitives Lagerrussisch; Reste von Schullatein; Pharmagriechisch, Uni-Mittel- und Althochdeutsch; angelesenes Französisch, Englisch.» Pastior hat mit diesen Talenten gewuchert. Ihnen verdanken wir eines der sprachmächtigsten Werke der deutschen Gegenwartsliteratur. Unter dem Titel «Jetzt kann man schreiben was man will» ist seine beharrliche Arbeit an dem harten Kern des Wortkörpers in einer von seinem Freund Ernest Wichert herausgegebenen Werkausgabe zu besichtigen. Hierin finden sich auch die frühen und längst vergriffenen Bücher «Gedichtgedichte», «Hörlicht», «Fleischeslust» und das mit Pastiors filigranen Zeichnungen versehene Langgedicht «An die Neue Aubergine. Zeichen und Plunder». Auch zum Anagramm ist Pastior in den letzten Jahren noch einmal zurückgekehrt. Aus Baudelaires «Harmonie du soir» hat er ein ganz eigenes Wortnetz voller überraschender Permutationen gesponnen. Pastior selbst sah einer Werkausgabe – «bei lebendigem Leibe» – mit gemischten Gefühlen entgegen. «Prekär» wollte es ihm scheinen, doch ebenso freute er sich, besonders die vergriffenen «Kunstmaschinchchen» in das «organische Wortarsenal» seines Buchstabenkosmos eingegliedert zu sehen.

Oskar Pastior hat aus einem originären Sprachfundus geschöpft, den er sich auf seinen Exkursionen in die entlegensten Winkel der Grammatiken ständig neu erschlossen hat. Poetisch umgemünzt fügen sich seine Trouvaillen zum Kanon eines einzigartigen Werks. Oskar Pastior hat den Sprachen der Welt eine eigene hinzugefügt. Am 4. Oktober ist der eigenwillige Lyriker, der Klangvirtuose und Wortakrobat, der Petrarca-Übersetzer in Frankfurt am Main gestorben. Am 20. Oktober wäre Oskar Pastior 79 Jahre alt geworden, tags darauf hätte er den Büchnerpreis entgegennehmen können, den ihm die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung an ihrer diesjährigen Frühjahrestagung – viel zu spät – zugesprochen hatte.

Stephan Krass